

## Viertes Kapitel.

Große Verwandlung. Eintritt in die Welt. —  
Erste schmerzliche Erfahrungen.

---

Unter die mancherlei Vorzüge, welche eine große Stadt vor den kleinen hat, gehört unstreitig auch der, daß man mit Geld, augenblicklich, jedem Bedürfnisse des Lebens abzuhelpfen im Stande ist. Dieser Umstand kam auch jetzt Herrn Richter auf eine sehr erwünschte Art zu statten, denn binnen der Stunde, seit welcher Theodor seinen bisherigen Aufenthaltsort verlassen hatte, war eine gewaltige Veränderung in seinem Aeußeren vorgegangen. — Er war vom Kopfe bis zu den Füßen ganz neu, eben so geschmackvoll und anständig als Heinrich und Gustav gekleidet, was aber seine Freude auf den höchsten Grad steigerte, war die Erfüllung eines, in diesem Alter gewöhnlich sehr sehnlichen — wiewohl bei Theodor noch nie laut gewordenen — Wunsches, nämlich der Besitz einer hübschen Taschenuhr, mit deren Geschenk ihn Herr Richter erst zu letzt überraschte.

Die Besuche aller Merkwürdigkeiten, besonders der seltenen Kunstschätze, der vorzüglichsten

Belustigungsorte, der reizendsten Umgebungen, der prächtigen Gärten, — großen Menagerien — verschiedenen Theater u. s. w. boten der Familie mit jedem Tage neue Genüße, in denen die leicht bewegliche Phantasie der Knaben schwelgte. — Hätte Theodor Feengeschichten gekannt, so würde er sich nicht selten für den Helden eines solchen Märchens gehalten haben, so fürchtete er aber, nur zu bald aus einem sehr lieblichen Traume zu erwachen.

Doch mit dem Reize der Neuheit schwand auch unvermerkt jener Zauber, der bis jetzt die jugendlichen Gemüther umstrickt gehalten hatte und ob schon die Aeltern auch während dieser, keineswegs verlorenen Zeit, die mancherlei sich darbietenden Gelegenheiten zur Belehrung ihrer Kinder und Erweiterung der Kenntnisse derselben benützten, so fing sich doch in Allen der Wunsch nach den ernstern Beschäftigungen, eines gewohnt gewordenen regelmäßigen Unterrichtes zu regen an, auf welchen die Stunden der Erholung um so größere Annehmlichkeiten gewähren. — Herr Richter hatte sich zwar vorgenommen, auf jeden Fall erst, den nicht zu bezweifelnden Erfolg seiner Schritte rücksichtlich Theodors bei der hohen Behörde abzuwarten, allein der längere Aufenthalt in der

geräuschvollen Hauptstadt wurde der an ländliche Stille gewohnten Familie um so mehr verleidet, da sie sich sehr bald von einem Heere zudringlicher Menschen umlagert sah, die auf den schnell verbreiteten Ruf des Reichthums durch den höchsten Gewinn, eine Menge der abenteuerlichsten Pläne baute, um von diesem goldenen Ueberflusse auch ein Schärflein zu erbeuten, das ihnen wieder möglich mache, auf eine geraume Zeit den Neigungen zum Müßiggange und einer sorglosen, schwelgerischen, nur auf die Kosten ihrer leicht bethörten Nebenmenschen gegründeten Lebensart zu fröhnen, so daß Herr Richter, auch im Besitze von Millionen, mit diesen kaum gereicht haben würde, alle die seltsamen Ansprüche, welche unersättliche Habsucht unter tausenderlei Verkappungen fast täglich auf fein erdachte Weise an ihn machte, zu befriedigen und er dennoch nie die innere Ueberzeugung zum Lohn geerntet hätte, die Lage nur eines wirklich Hilfsbedürftigen, auf eine genügende Art verbessert zu haben. —

Es ist unumstößlich wahr, daß weise Ueberlegung zu Allen, was man thut, selbst bei der Ausübung des Guten erforderlich ist; darum hielt auch der menschenfreundliche Mann, bloße Almosen spenden, für eine sehr unzureichen-

de Pflicht des Reichen gegen seine darbedenden Brüder, weil sie deren Noth höchstens nur auf eine kurze, vorübergehende Zeit lindern, ohne dem wirklichen Elende einen kräftigen Damm entgegen zu stellen. Seiner Meinung nach, sollte der Reiche wenig Almosen geben, sondern die Ausübung dieser christlichen Tugend den minder begüterten überlassen, und dafür mehr Wohlthaten üben, zu deren Erfüllung es der Mehrzahl gutgesinnter Menschen an hinlänglichen Geldmitteln gebricht, — wer demnach im Besitz derselben, ein denkender Menschenfreund ist, seine pecuniäre Kraft, Thränen zu trocknen, Kummer zu heben und bitteren Gram zu enden, nicht durch tausend Abzugskanäle größtentheils zweckloser Almosen versplittern, sondern sie mit Umsicht beisammen erhalten, um, wo es gilt, durch dauernde Wohlthaten wahrhaft Gutes wirken und nach Umständen auch bedeutende Summen der Rettung eines Unglücklichen opfern zu können. — In der Absicht seine Söhne bei Zeiten mit dem nöthigen Gebrauche und dem hohen Werthe des Geldbesizes als zweckförderndes Mittel, bekannt zu machen, hatten Heinrich und Gustav schon seit ein paar Jahren, jeder ein monatliches Ta-

schengeld erhalten, über dessen Anwendung die Aeltern sie beobachteten und größtentheils sich darüber zu freuen Ursache fanden, denn die Knaben waren eigentlich die Spender jener Almosen, denen der Vater sich aus Grundsätzen entzog, um für sich selbst auf dem unübersehbaren Felde des Wohlthuns um so kräftiger zu wirken. Jetzt war das Taschengeld der Söhne ziemlich erhöht worden und auch Theodor erhielt eine kleine Summe zur freien Verfügung, in deren Besitz er in seinem ganzen Leben noch nicht gewesen war; — eine um so dringendere Aufforderung, ihn unbemerkt über die Anwendung derselben zu beobachten.

Herr Richter lächelte als er die Entdeckung machte, daß Theodor schon am dritten Tage seiner Barschaft rein entledigt war; weil er Selbsterfahrung für die sicherste Lehrmeisterin hielt, schien er es gar nicht zu wissen, daß offene und versteckte, schamlose und ein gewisses Ehrgefühl heuchelnde Bettler, des Knaben unerfahrene Gutmüthigkeit schon zu ihrem Vortheile gemißbraucht hatten, als ein scheinbar gebrechlicher Mann sich nahte, der eine franke Frau mit sechs hungernden Unmündigen zu haben vorgab, ohne in seinem traurigen Zustande etwas verdienen

zu können. Der lebhaft ergriffene Theodor steckte ihm ins Geheim den ganzen Rest seines Taschengeldes zu, staunte aber nicht wenig, als er noch an demselben Tage, mit der Familie von dem Besuche der großen Porzellanfabrik zurückkehrend, bei einer Volksgruppe vorbeikam, die sich um einem viehisch berauschten, mit Unflath besudelten, auf der Straße liegenden Menschen versammelt hatte, in diesem mit ganz gesunden Gliedmaßen Begabten, denselben gebrechlichen Bettler von heute früh erkannte, auf dessen erdichtete Angaben er so bereitwillig und gerührt, sein Letztes hingegeben hatte. Der Knabe wollte seinen Augen nicht trauen, aber es war und blieb derselbe Mensch, über den sich der herangelockte Pöbel in Spott- und Schmähreden ergoß oder ihn mit verächtlichen Beinamen bezeichnete, die an der Alltäglichkeit eines solchen Auftrittes keinen Zweifel ließen.

Theodor verbarg zwar so viel als möglich den Unwillen und die Beschämung über die verfehlte Anwendung seines Geldes vor der Familie, die überhaupt, von einem solchen Vorfall keineswegs erbaut, wenig darauf zu achten schien; aber seinem guten Herzen war eine noch weit empfindlichere Rüge der begangenen Unvorsichtigkeit vorbehalten, der er, ohne es noch zu ahnen, schon entgegen ging.

In dem Gasthose, in welchem Herr Richter einstweilen noch mit seiner Familie wohnte, befand sich ein junger Kellnerbursch, der durch sein höfliches, freundliches und zuvorkommend dienstfertiges Betragen, sich vortheilhaft von den übrigen unterschied und daher bei den drei Knaben, besonders aber bei Theodor viel galt, vielleicht weil dieser sich von der Gleichheit des Schicksals mehr angezogen fühlte, denn auch Anton war eine vaterlose Waise, hatte aber noch eine sehr dürftige Mutter, auf deren Unterstützung er mit treuer Sohnespflicht und eigener Entsagung Alles verwendete, was ihm sein Herr an Lohn gab und womit ihn die Güte der Gäste dann und wann beschenkte. — Nur äußerst selten kam Anton's Mutter in den Gasthof, um durch öftere Besuche ja jedem, wenn auch ungegründetem, doch immer kränkendem Verdachte auszuweichen, als ob ihr Sohn vielleicht bei seinen Unterstützungen weiter gehe, als es die Pflichten der Ehrlichkeit gegen seinen Herrn gestatteten; erschien sie auch zuweilen, so geschah es in keiner andern Absicht, als die ihrem Mutterherzen wohlthätige Versicherung der Zufriedenheit mit ihrem Sohne, von dessen Brotherrn selbst, zu vernehmen. In einer entlegenen Vorstadt wohnend, hatte sie seit mehreren Mona-

ten das Haus nicht mehr betreten und kam zufällig heute, um wieder einmal die gewöhnliche Nachfrage zu thun, zu einer der wenigen Stunden, wo sie weder den Gastwirth zu belästigen noch Anton von Dienstverrichtungen abzuhalten am sichersten war; allein sie traf weder den Herrn noch dessen Gattinn, die beide ausgegangen waren, wohl aber ihren Sohn, jedoch in einem Zustande der kummervollsten Angst, den er vor seiner Mutter unmöglich lange verhehlen konnte; er gab ihr einen Wink, mit ihm das Zimmer zu verlassen.

Theodor, den jener Straßenauftritt um so mehr zum Mißmuth und Nachdenken stimmte, da er sich selbst gestand, ihn wahrscheinlich durch sein unbesonnenes, zweckwidriges und zu reichliches Geschenk veranlaßt zu haben, suchte bald nach der Heimkehr die Einsamkeit und ging, um allen Fragen besser auszuweichen, auf den Gang hinaus, wo er schweigend die im Hofe aufgefahrenen Wagen anstarrte, da vernahm er nach wenigen Minuten auf einem untern Gange folgendes Gespräch, in welchem er die genug bekannte Stimme Anton's unterschied:

»Um Gotteswillen, mein Sohn! was hast du mir zu sagen? dein Aussehen hat mich gleich



beim Eintritt erschreckt; — so sprich doch, was ist vorgegangen?»

»Ach Mutter! mir sind heut auf eine ganz unbegreifliche Weise zwei silberne Löffel, die ganz allein in der wohlverschlossenen Schublade, von der ich stets den Schlüssel bei mir trage, lagen, entwendet worden. — Was soll ich anfangen, wenn der Herr diesen Verlust, den ich jetzt nicht zu ersetzen im Stande bin, gewahr wird? und verborgen kann er ihm nicht lange bleiben.«

»Das wäre auch das Unverzeihlichste, was du thun könntest; unter diesen Umständen mußt du den Herrn sogleich selbst von dem Vorfall in Kenntniß setzen. — Hast du aber gar keine Vermuthung, wie die Löffel entschwunden seyn können? — auf Niemanden einen Verdacht? nur hütthe dich vor jedem falschen, durch den du einem Unschuldigen wehe thun könntest. War vielleicht Jemand einige Augenblicke allein im Zimmer?«

»Nur ein fremder Herr, der ziemlich spät kam, als kein anderer Gast mehr da war und ich die heute gebrauchten Löffel eben in der Küche säuberte. Vor dem Speisen hatte ich sie wie gewöhnlich gezählt, sie waren richtig; ich ließ zwei in der verschlossenen Schublade zurück und mit diesen eingerechnet wurden auch die in der Küche vollzählig.

— Der Unbekannte verlangte ein Glas Wein und fragte, in welcher Nummer Herr Richter wohne? Als ich ihm diese nannte, ersuchte er mich freundlich, hinaufzusehen, ob der Herr, mit dem er ein Geschäft abzuschließen habe, schon ausgefahren sey? Ich konnte ohne unhöflich zu seyn, dieß nicht wohl ablehnen, kam aber sehr schnell zurück, worauf der Herr noch einige Erkundigungen nach der Familie, zu der er wollte und sie nicht zu Hause traf, einzog, seinen Wein austrank, zahlte und ging. — Als ich nach seiner Entfernung die Löffel aus der Küche hole, um sie nun Stück vor Stück in die Silberlade zu zählen, sind die beiden darin aufbewahrten verschwunden.«

»Das Allerdringendste ist, noch ehe der Herr heimkehrt, eine Anzeige bei der löblichen Polizeibehörde zu machen, durch deren schleunige Verfügungen vielleicht der Dieb beim Verkaufe der Löffel ertappt wird. Sind sie gezeichnet?

»Ja mit J und H; sie gleichen den andern mir anvertrauten ganz genau.«

»So gib mir einen derselben; denn da du dich nicht entfernen darfst, will ich sogleich selbst auf die Direction gehen und ihn als Muster dort vorzeigen. — Wie sah denn der Fremde aus, der einige Minuten im Zimmer allein war?«

»Ach, Mutter! wo denkt Ihr hin; der wird sie wohl nicht gestohlen haben? er war ja sehr anständig gekleidet!«

»Nach welchem unseligen Wahne urtheilest du, Anton! als wenn das feine Gewand eine Bürgschaft wäre und ein grobes abgenütztes, in dem doch auch ein sehr rechtschaffener Mensch stecken kann, einen schimpflichen Verdacht eher zu rechtfertigen vermöchte. Noch bezeichne ich deinen wohlgekleideten Fremden nicht als den gewissen Dieb, aber vor der Behörde müssen alle Umstände, die zum Lichte führen können, auf das genaueste angegeben werden. — Also wie sah er aus?«

Anton beschrieb das Alter, die Kleidung, Gesichtszüge und sonstigen Eigenthümlichkeiten auf die wiederholten Fragen der vorsichtigen Mutter ziemlich treffend, worauf sie gehen wollte, um erst die Beschaffenheit der Schublade zu untersuchen, ob etwa diese mit einem Nachschlüssel geöffnet worden sey?

»Hört, liebe Mutter!« — begann Anton, sie zurückhaltend — »mir fährt ein rettender Gedanke durch den Kopf. — Die Löffel mögen zehn Gulden Silbergeld werth seyn; — ein wahres Glück, daß nicht alle darin lagen, sonst wäre ich Zeitlebens zu Grunde gerichtet, — aber da oben wohnt ein

reicher Herr — eben der, nach dem der Fremde sich erkundigte — seine Söhne sind mir sehr gewogen, besonders Einer, der Theodor heißt und eigentlich nicht der Sohn, sondern ein hiesiger Waisenknaube ist; diesem hat Herr Richter mehr geschenkt, als ich jetzt bedarf, um von der schrecklichsten Angst erlöst zu werden, vielleicht erbarmt er sich meiner Noth, wenn ich sie ihm offen vorstelle. — Denn, wenn die Löffel nicht zum Vorschein kommen, so soll ich sie vom Lohne ersetzen und Ihr müßt länger als zwei Monate bitter darben; überdieß werde ich noch von meinem Herrn brav ausgescholten und vielleicht gar aus dem Dienste geschickt. — Kann ich aber bis künftigen Sonnabend ein paar andere gleich schwere, ähnliche Löffel kaufen, so laß ich sie zeichnen, der Schade ist ersetzt und der Herr merkt nicht einmal etwas davon, wenn am Sonntage früh das Silberzeug nachgezählt wird.«

»Nein, mein Sohn! so lange der Mensch sich selbst noch helfen kann, soll er es nicht auf Kosten seiner Nebenmenschen thun. — Sollte auch das Schlimmste eintreten, so werde ich deine Ehrlichkeit, an der dein Herr gewiß nicht zweifeln wird, in Schutz nehmen und den Schaden lieber durch alle mir mögliche Entbehrungen ersetzen, als

gestatten, daß du die unbesonnene Gutmüthigkeit eines Knabens mißbrauchst, der den Werth des Geldes noch nicht kennt und sich schmerzende Beweise von seinem Wohlthäter zuziehen würde; darum laß mich gewähren« — —

»Und darben!« — rief Anton wehmüthig schluchzend und folgte der Mutter.

---

Meine jungen Leser werden sich leicht vorstellen können, was Theodor bei Anhörung dieses Gespräches, von dem ihm kein Wort verloren ging, empfand. — Anton hatte von ihm Hilfe erwartet und hätte auch dessen Mutter den Schritt nicht gemißbilliget, so würde er ihm doch keine haben leisten können, weil er — wie nun freilich klar vor seinen Augen war — sich durch Unerfahrenheit von jeder Einflüsterung seines guten Herzens hatte hinreißen lassen, sein Geld an größtentheils höchst Unwürdige zu vergeuden. — Er besaß jetzt gar nichts und sah schon in Gedanken, die sich seine leicht bewegliche Einbildungskraft nur zu grell ausmalte, den armen Anton schmerzlich ausgescholten, seines Dienstes entlassen und — die alte Mutter im größten Elend hungern. —

Dieses, seiner Meinung nach, durch jene frühere jetzt tief bereute verschwenderische Freigebigkeit

unvermeidlich gewordene Schicksal erfüllte ihn mit schrecklicher Angst, aber ein gewisses unnennbares Etwas, das weder bloße Scham noch weniger aber die heuchlerische Absicht für besser gelten zu wollen als er wirklich war, zur Triebfeder hatte, hielt ihn zugleich ab, Herrn Richter ein treues Geständniß abzulegen und statt selbst zu helfen — was er wohl unter andern Umständen durch seines Wohlthäters Güte gekonnt hätte — als ein eigennütziger Fürbitter zu erscheinen.

Da schlug die Glocke vom nächsten Thurme die Stunde und plötzlich fiel es Theodor ein, daß er ja eine schöne Uhr habe, die als Geschenk sein Eigenthum war. — Von diesem, seinem Liebsten Kleinode beschloß er sich zu trennen; ihm schien diese Handlung eine sühnende Strafe der nicht reiflicher überlegten Verwendung seines Geldes. Ohne jetzt daran zu denken, wie er das Verschwinden seiner Uhr vor der Familie entschuldigen wolle, eilte er entschlossen zu Anton und drückte ihm mit den Worten: »ich habe Alles gehört, was du mit deiner Mutter sprachst, aber leider kann ich dir auf keine andere Art helfen« — die Uhr in die Hand und war wieder zur Thür hinaus, ehe der bestürzte Anton ein Wort vorzubringen vermochte.

---